

Bücherschicksale, Menschenschicksale : antike Worte und Untaten hallen bis heute nach

Autor(en): **Bartels, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **74 (2018)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-817136>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücherschicksale, Menschenschicksale

Antike Worte und Untaten hallen bis heute nach

Von Klaus Bartels¹

«**H**abent sua fata libelli» – «Sie haben ihre je eigenen Schicksale, die Büchlein»: Das gilt, wie für die vielen hier so liebevoll angesprochenen «Büchlein» mit ihren vielerlei Leseschicksalen, so für die vielen daraus aufgeflogenen Zitate mit ihren vielerlei Zitierschicksalen, und ebendieses geflügelte Wort ist dafür ein so interessantes wie reizvolles Beispiel. Es stammt aus einer längst vergessenen Schrift des spätantiken Philologen und Metrikers Terentianus Maurus «Über die Silben» im epischen Versmass, die der Autor prätenziöserweise selbst in epische Verse gekleidet hat; im Jahre 1493 ist sie in der italienischen Benediktiner-Abtei San Colombano bei Bobbio in der Provinz Piacenza wieder aufgefunden worden.

Im Nachwort hatte Terentianus, wie die rhetorische Kunst es empfiehlt, die zu erwartende herbe Kollegenkritik vorweggenommen: Vielleicht werde einer dieser Kritikaster ohne Scheu sagen, das Buch mache allzu viele Worte; vielleicht werde ein «weit Verdienstvollerer» meinen, es bringe doch nur wenig Neues, denn er selbst habe schon weit mehr gefunden; vielleicht werde ein träger und ungeduldiger Geist es für allzu dunkel, allzu schwer verständlich halten:

Forsitan hunc aliquis verbosum dicere librum
non dubitet; forsán multo praestantior alter
pauca reperta putet, cum plura invenerit ipse.
Deses et impatiens nimis haec obscura putabit.

Und nachdem er so genüsslich vier Verse weit ausgeholt hat, schlägt er mit dem fünften zu: «Pro captu lectoris habent sua fata

1 Prof. Dr. phil. Klaus Bartels, Philologe, Kilchberg bei Zürich, hat viele Bücher zur Kultur der Antike und langjährig laufende Zeitungsrubriken (NZZ u. a.) verfasst. Der vorliegende Beitrag beruht auf gesammelten Kolumnen aus «Geflügelte Worte aus der Antike – woher sie kommen und was sie bedeuten» (2013) und der Zitatensammlung «Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen» (2011, beide bei Philipp von Zabern, Darmstadt/Mainz). – klaus.bartels@sunrise.ch.

libelli» – «Je nach der Fassungskraft des Lesers haben sie ihre Schicksale, die Büchlein».² Das ist im Sinne des Lichtenberg'schen Aphorismus zu verstehen: «Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstossen und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?»³ Nach dem Erstdruck der Schrift im Jahre 1497 mochten die Humanisten des 16. Jahrhunderts, die späten Kollegen und damit Konsorten, «Schicksalsgenossen, Leidensgenossen», jenes Terentianus Maurus, das gelehrte Zitat auf mancherlei unliebsame, eitle Beckmesserei münzen – unter Kennern reichte dazu ein fröhliches Augenzwinkern, auch ohne den Klartext jenes «Pro captu lectoris ...».

Aus Kollegenhäme wird Schicksalsbeschwörung

Seit der Renaissance ist jenes Büchlein «Über die Silben» zum zweiten Mal der Vergessenheit verfallen. Nicht so das geflügelte «Habent sua fata libelli»; das hatte sich bald, seiner ursprünglichen besonderen Bezüge beraubt – oder eher: davon befreit –, zu seiner heute geläufigen allgemeinen Bedeutung gemausert und sich leichtbeflügelt in den Zitatenhimmel aufgeschwungen. In der Verkürzung auf die zweite Vershälfte, ohne das vorangehende «Pro captu lectoris ...», gewann das nun an die erste Stelle geratene «Habent ...» ein besonderes Gewicht, und so zitieren wir das Wort heute in dem schicksalsträchtigen Sinne: «Ja, sie haben ihre je eigenen Schicksale, die Bücher» – nunmehr ohne fröhliches Augenzwinkern, dafür mit bedeutender Schicksalsmiene.

«Habent sua fata libelli»: Das ist zum geflügelten Hoffnungs- oder Trostspruch geworden für alle um ihre «Büchlein» und ihr daran geknüpft Rühmlein besorgten Autorinnen und Autoren und entsprechend, mutatis mutandis, für Verlegerinnen und Verleger, Buchhändler und Buchhändlerinnen. Im Jahre 1888, bei der Einweihung des Deutschen Buchhändlerhauses in Leipzig, hat der Wappenzeichner Emil Döpler das Wort zur beziehungsreichen Devise des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels erhoben. So, wie wir die hinter-

2 Terentianus Maurus, *De litteris, syllabis et metris* 1282 ff.; das geflügelte Wort: 1286.

3 Georg Christoph Lichtenberg, *Sudelbücher* D 399, vgl. E 215.

sinnige, hinterhältige Pointe jenes antiken Kollegen Terentianus Maurus heute verstehen und zitieren, ist sie da ja genau am rechten Ort. Aber von seiner Herkunft her taugte dieses geflügelte «Habent sua fata libelli» doch eher zum selbstironischen Motto einer literarischen oder wissenschaftlichen Rezensionszeitschrift, in der die «weit verdienstvolleren» Autoren und Gelehrten, die selbst schon sehr viel mehr gefunden haben, die mit allzu vielen Worten und wenig Neuem daherkommenden, allzu dunklen und schwer verständlichen Büchlein ihrer weniger verdienstvollen Kollegen kunstgerecht zerrupfen.

«Die Bücher haben ihre Schicksale» – ursprünglich war das zwar so simpel nicht gemeint; aber die Fehldeutung kommt nicht von ungefähr. Die Bücher haben ja tatsächlich wie wir Menschen ein mehr oder weniger langes, mehr oder weniger bewegtes Leben, und manchmal werden Menschenschicksale zu Bücherschicksalen, Bücherschicksale zu Menschenschicksalen.

Die Autoren ins Exil, die Bücher ins Feuer

Als Anaxagoras von Klazomenai im späteren 5. Jahrhundert v. Chr. die Sonne als einen «feurigen», den Mond als einen «erdigen» Stein bezeichnete, wurde er in Athen wegen Lästerung des Sonnengottes Helios und der Mondgöttin Selene angeklagt und aus der Stadt vertrieben. Nichtsdestoweniger war die Schrift des Naturforschers, wie Platon in seiner fiktiven «Verteidigungsrede des Sokrates» bezeugt, in Athen auch danach noch gelegentlich «für – wenn's hoch kommt – eine Drachme» auf offenem Markt zu kaufen.⁴

Zum barbarischen Akt der Bücherverbrennung ist es erst Jahrhunderte später in Rom gekommen, als unbestechliche Republikaner wie die Stoiker Thrasea Paetus und sein Schwiegersohn Helvidius Priscus sich gegen die Unfreiheit des Prinzipats auflehnten. Thrasea Paetus nahm sich nach seiner Verurteilung unter Nero 66 n. Chr. selbst das Leben;⁵

4 Platon, Apologie des Sokrates 26 d f.

5 Tacitus, Annalen 16, 35.

Helvidius Priscus wurde unter Vespasian verbannt und darauf hingerichtet. Über den Tod dieser aufrechten Männer hinaus wütete der Zorn der beleidigten Majestäten gegen das zu ihrem Gedenken gesprochene oder geschriebene Wort: Um einer Lobrede auf Thrasea Paetus willen liess Domitian den Stoiker Arulenus Rusticus, um einer Biographie des Helvidius Priscus willen den Herennius Senecio hinrichten; die rühmenden Schriften liess er von den Besitzern einfordern und öffentlich verbrennen.

In dem Prozess gegen Herennius Senecio 93 n. Chr. geriet auch Fannia, die Tochter des Thrasea Paetus und Gattin des Helvidius Priscus, ins Visier dieser Rachejustiz. Zweimal, unter Nero und unter Vespasian, war sie ihrem Mann in die Verbannung gefolgt; als sie nun auch selbst aus Rom verbannt wurde, rettete sie ein letztes Exemplar seiner Biographie vor der Vernichtung. Der jüngere Plinius hat der tapferen Römerin einen seiner literarischen «Briefe» gewidmet und darin in drei lateinisch-lapidaren Worten ihre unbeugsame Haltung gezeichnet:

Als Senecio angeklagt war, weil er eine Biographie des Helvidius geschrieben hatte, und in seiner Verteidigung erklärte, er sei von Fannia darum gebeten worden, antwortete sie auf die drohende Frage des Anklägers Mettius Carus, ob sie ihn darum gebeten habe: «*Rogavi* – Ich habe ihn darum gebeten», ob sie ihm Unterlagen für die Darstellung übergeben habe: «*Dedi* – Ich habe ihm Unterlagen übergeben»; ob sie das mit Wissen ihrer Mutter getan habe: «*Nesciente* – Nicht mit ihrem Wissen». Mit einem Wort: Keinen Laut liess sie über die Lippen, mit dem sie sich der drohenden Gefahr gebeugt hätte. Ja noch mehr: Aus der Beschlagnahmung ihres gesamten Besitzes rettete sie ebendiese Biographie – obwohl diese ja unter dem Zwang und Schrecken jener Zeit durch Senatsbeschluss geächtet war –, behielt sie bei sich und nahm den Grund ihrer Verbannung mit sich in die Verbannung.⁶

Nach dem Regierungsantritt des «guten» Kaisers Trajan 98 n. Chr. wird Plinius für neue Abschriften der so vor den Flammen geretteten Buchrollen gesorgt haben; über die Antike hinaus ist das denkwürdige

6 Plinius der Jüngere, Briefe 7, 19, 5 f., Übersetzung: K. B.

Zeitzeugnis nicht erhalten geblieben. Erhalten geblieben ist dagegen der Aufschrei eines fassungslosen Entsetzens, mit dem der Historiker Tacitus in seinem ersten Werk, einer Biographie seines Schwiegervaters Agricola, auf die geistige Unfreiheit des domitianischen Regimes und das Fanal dieser Bücherverbrennung zurückblickt.

Wir lesen: Als Arulenus Rusticus einem Paetus Thrasea, Herennius Senecio einem Helvidius Priscus Lob spendete, sei dies ein Kapitalverbrechen gewesen, und nicht nur gegen die Autoren selbst, sondern auch gegen ihre Bücher habe man gewütet: Den Triumvirn sei die Aufgabe übertragen worden, die literarischen Denkmäler dieser hervorragenden Geister auf dem Comitium und dem Forum zu verbrennen. Offenbar meinte man, mit diesem Feuer die Stimme des römischen Volkes, die Freiheit des Senats und überhaupt das Gewissen des Menschengeschlechts zu ersticken. Vertrieben waren überdies die Philosophen, die Lehrer der Weisheit, und jedwede schöne Kunst und Wissenschaft in die Verbannung geschickt, dass einem nur ja nicht irgendwo noch etwas Ehrenwertes in der Stadt begegne. In der Tat: Wir haben ein grosses Lehrstück des Erduldens gegeben, und wie die alte Zeit gesehen hat, was das Äusserste in der Freiheit ist, so wir, was das Äusserste in der Versklavung ist; genommen war uns durch die vielfältige Bespitzelung ja auch der freie Austausch im Sprechen und Hören. Ja, auch das Gedächtnis selbst hätten wir zusammen mit der Stimme noch verloren, wenn es geradeso in unserer Gewalt stände, zu vergessen wie zu schweigen. Jetzt endlich kehrt der Lebensmut zurück – *nunc demum redit animus ...*⁷

Welche Sprache! Wie grossartig und zugleich wie präzise ist der Ungeist jenes neronischen und domitianischen Regimes – die Verbrennung der «herausragenden Geister» in Gestalt ihrer Bücher, die Erstückung der politischen Freiheit und des menschlichen Gewissens, die Vertreibung der Philosophen und Gelehrten, der Künstler und Literaten, die Bespitzelung und die Unterdrückung jedes freien Austauschs – hier in flammende, leuchtende Worte gefasst!

7 Tacitus, Agricola 2,1 ff. und 3,1; Übersetzung: K. B.

Als ich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Deutschland Latein lernte, war dieses taciteische «Jahrtausendwort» nahezu zwei Jahrtausende alt, lag die Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 auf dem Berliner Opernplatz noch nicht zwanzig Jahre zurück. Nicht nur im Ganzen, auch in allen Einzelzügen hätte dieser schaudernde Rückblick damals auch dem «Zwang und Schrecken» des Nazi-Regimes gelten können, bis hin zu dem aufatmenden «Nunc demum redit animus ...» Wir haben diesen Text damals nicht zu lesen bekommen, weder auf Lateinisch in Latein noch auf Deutsch in Geschichte.

Wenn Bücher Menschen Engelsflügel verleihen



Der Berner Künstler Peter Wüthrich befasst sich seit gut zwei Jahrzehnten mit dem Buch als Medium. Oft dient es ihm, ganz oder zerlegt, als Rohstoff für Kunstwerke. Er macht aber auch, wie hier in London, Bücher zu Engelsflügeln. Die – wiederum in Büchern festgehaltene – Fotoserie «Angels of the World» widmet sich gemäss *peterwuethrich.ch* «den «Protagonisten» des Buches, dem Menschen selbst. Bücher werden von und für Menschen geschrieben, die sie lesen und nacherzählen, was wiederum andere Menschen ermutigt oder beeinflusst, sogar zum Bücherschreiben.» *red.*